

Beitrag an der Nationalen Tagung der
Eidgenössischen Ausländerkommission EKA
Biel, 16. November 2006



Über Zusammenleben sprechen: Integration im Alltag



Ergebnisse eines Forschungsprojekts des
Lehrstuhls für Organisationspsychologie

Dr. Anja Ostendorp & Dr. Julia Nentwich

Integration im Alltag: Einleitung

Wie sprechen Menschen im Alltag über ihr Zusammenleben? So lautete die Fragestellung der hier vorgestellten Studie, die wir im Auftrag der Koordinationsstelle für Integrationsfragen des Kantons St. Gallen sowie der Eidgenössischen Ausländerkommission durchgeführt haben. Ausgehend von dem Bedürfnis, weniger bei Randgruppen anzusetzen als vielmehr etablierte Akteurinnen und Akteure des Alltags in den Fokus zu rücken, gingen wir der Frage nach, wie Menschen bzw. Gruppen in ihren alltäglichen Lebenszusammenhängen vor Ort über Themen der Integration und des Zusammenlebens, über Einschluss und Ausschluss reden: Wer ist dabei im Sportverein, im Schulnetzwerk, am Stammtisch, in den Nachbarschaften, im Kirchenverein, im Engagierten-Forum? Wer bleibt aussen vor? Und welche Argumentationslogiken („Sprachspiele“) werden beim Sprechen über Zusammenleben verwendet?

Über Zusammenleben sprechen: Methode

Um möglichst nah am Alltag zu sein, haben wir einen besonderen Schwerpunkt auf die Methode der Gruppendiskussion gelegt. Im Gegensatz zur geläufigen Interviewpraxis war es uns wichtig, möglichst „selbstläufige“ Diskussionen zu initiieren und zu begleiten. Das bedeutet, dass wir als Forschende den Teilnehmenden der Diskussion zunächst möglichst viel Freiraum gegeben haben, ihre eigenen Themen und Relevanzsetzungen zu behandeln und erst im Anschluss daran gezielte Nachfragen gestellt haben. So wurde in „natürlichen“ bzw. „naturnahen“ Gruppen zwischen zwei und 14 Personen sehr lebendig darüber diskutiert, was den Alltag und das Zusammenleben vor Ort denn eigentlich ausmacht, wer wo mitmacht und wer nicht, was gut läuft und was weniger. Neben den 20 Gruppendiskussionen, deren Sprachspiele wir Ihnen heute vorstellen möchten, wurden 16 ergänzende Einzelinterviews sowie zehn problemzentrierte Interviews mit Fachleuten für Integrationsfragen geführt. Darüber hinaus wurden in allen drei Quartieren Ortbegehungen mit den zuständigen Quartierpolizisten durchgeführt. Alle Gruppendiskussionen und Interviews wurden aufgezeichnet, vollständig ins Schriftliche übertragen (transkribiert), computergestützt verwaltet sowie diskurspsychologisch ausgewertet.

Zwischen rhetorischer Übung und Handlungsimpuls: Vier Sprachspiele

Im Zuge der Analyse konnten wir vier in sich schlüssige Argumentationslogiken bzw. „Sprachspiele“ herausarbeiten, auf die die Diskussionsteilnehmenden zurückgriffen, wenn sie über ihr „Zusammenleben im Quartier“ sprachen und Integration im Alltag diskutierten:

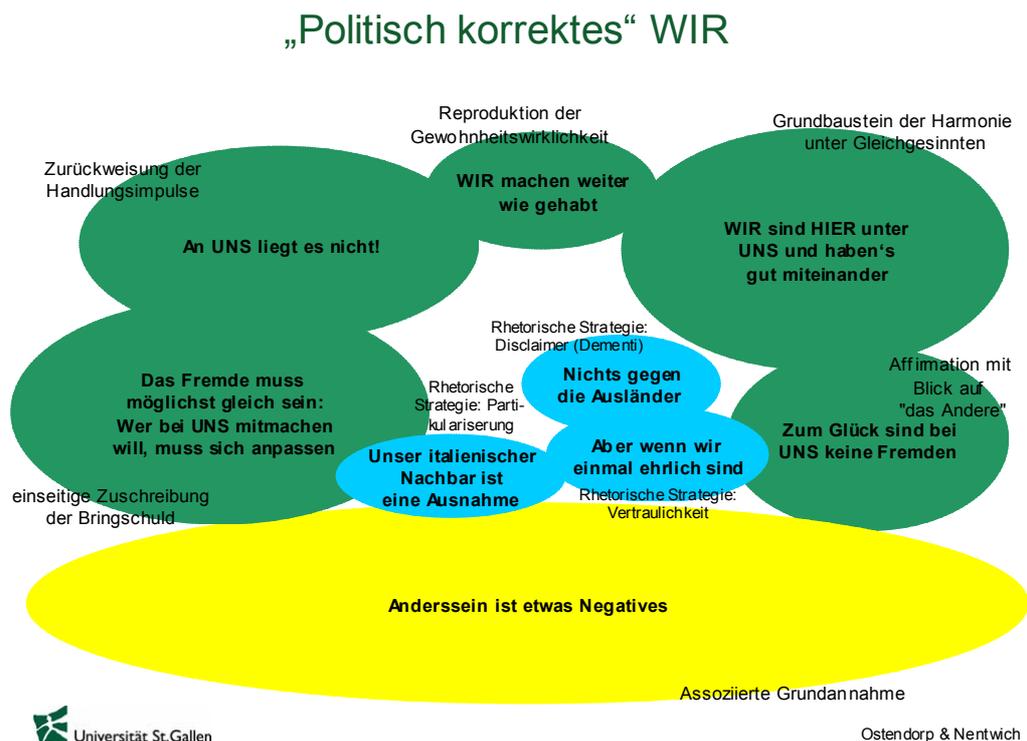
(1.) das sich in der Alltagspraxis als ausgesprochen relevant erweisende Sprachspiel des „politisch korrekten“ *WIR*, in welchem mittels Bausteinen zur „Harmonie unter Gleichgesinnten“ sowie ergänzender rhetorischer Strategien ein „politisch korrekter“ Ausschluss des Anderen stattfindet;

(2.) das weitaus weniger vertretene Sprachspiel des *offen abwertenden DIE*, welches weniger Strategie als unverhohlen diskriminierende Aussagen gegen „den Ausländer“ bereitstellt;

(3.) das Sprachspiel des „politisch korrekten“ *ALLE!*, welches gerne von engagierten und/oder gut informierten Personen verwendet wird und auf oftmals eine Kluft zwischen theoretischem Wissen und tatsächlichem Handlungsimpuls aufweist; und

(4.) das Sprachspiel des *reflektierenden ALLE?*, welches charakteristischerweise im Verlauf der Gruppendiskussionen gemeinsam erarbeitet wird und markante Reflexionsmomente („hier mitzumachen ist wirklich nicht leicht...“) bzw. Handlungsimpulse („wir könnten ja auch mal...“) erkennen lässt.

Sprachspiel 1: Das „politisch korrekte“ WIR



Grundbaustein WIR unter UNS

„Wir sind hier unter uns und haben's gut miteinander“. Diese Aussage kann als Grundbaustein des ersten Sprachspiels verstanden werden. Zum Ausdruck kommt, dass man das „Zusammenleben“ unter seinesgleichen als ausgesprochen harmonisch empfinde. Positiv hervorgehoben werden beispielsweise „Zusammenhalt“ und „gute Kameradschaft“ (GD 15, 28). Auf die Nachfrage, warum es denn so gut laufe, bestärken sich die Diskussionsteilnehmenden gegenseitig: „Wir sind eine Kultur, [...] es sind einfach normale, für uns unseren Kulturkreis gewohnte Verhältnisse“ (GD 10, 45). In diesem Sinne werden die eigenen Ansprüche an eine harmonische Homogenität betont:

„Man ist [hier] eher bereit als Eltern das Kind in eine Spielgruppe zu geben, weil man genau weiss, dass diese Spielgruppe [] den eigenen Anforderungen genügt. Also es ist eben in der Regel eine Harmonie da mit Gleichgesinnten“ (GD 10, 148).

Eine zweite Variante des Themas „WIR unter UNS“ – hier aus dem Beizenleben – wäre:

Person 1: „Also, wir hier haben ausgeschlossen Stammgäste [...], man kennt jeden, jeden.“ [...] Diskussionsleitung: „Was gefällt Ihnen hier [im Quartier]?“ Person 1: „Eben genau das, das Persönliche, dass man eigentlich jeden kennt und jeden Tag weiss wer kommt. Das find ich noch so schön“ (SPI, 10-20).

Der Fokus liegt hier also nicht auf dem Anderen, sondern auf dem Vertrauten. In der Ausgangssituation des ersten Sprachspiels wird grundsätzlich nur vom WIR gesprochen, während das Andere zunächst noch kaum eine Rolle spielt. Herangezogen werden positiv konnotierte Elemente wie „Harmonie“, „Zusammenhalt“, „Kameradschaft“, „Engagement“, „Miteinander“ oder „Geselligkeit“.

Zum Glück sind hier keine Fremden

Dieser zweite Baustein des ersten Sprachspiels wird benutzt, wenn der als positiv eingeführte Ist-Zustand ausführlicher begründet werden soll. Die Betonung liegt hier auf dem Aspekt, dass man es sehr zu schätzen wisse, dass man die Möglichkeit habe, unter sich zu sein:

„Wir haben hier einen grossen Vorteil, wir haben nicht, äh, den Ausländerprozentsatz, den andere [...] haben [...]. Das wäre jetzt vielleicht schwieriger, [...] wenn ich jetzt wüsste, dass vielleicht 50, 60% fremdsprachige Kinder [da wären] und mein Kind müsste sich dann schon sehr früh mit Widrigkeiten herumschlagen. Also, da haben wir auch wiederum Glück“ (GD 10, 28-148).

Und in einer einfacheren Variante hören wir:

„Hier ist es gut, hier kommen die Ausländer nicht hin“ (GD ST 3, 20).

Ein homogenes Umfeld wird hier als „Glücksfall“ verstanden. Die Diskussionsteilnehmenden sind sich in der Regel dessen bewusst, dass dies keineswegs als selbstverständlich angesehen werden könne, es sei nicht (oder: nicht mehr) der Normalfall, dass man sich nicht mit Fremden „auseinandersetzen“ müsse. Damit wird das Fremde nicht explizit abgelehnt, sondern weiterhin auf das WIR verwiesen („wir haben Glück, dass sie nicht hier sind“).

Nichts gegen die Ausländer, aber wenn wir einmal ehrlich sind...

Spätestens an dieser Stelle fällt den Diskussionsteilnehmenden in der Regel auf, dass ihre Ausführungen als „ausgrenzend“ verstanden werden könnten. Das positive Image wird hier als angreifbar erlebt. Um dem vorzugreifen, steht im Rahmen des „politisch korrekten“ WIR ein sehr grosser Fundus an rhetorischen Strategien bereit. Insbesondere werden entsprechende Dementi („Disclaimer“) angeführt, mittels derer der eventuell aufkeimende Verdacht zurückgewiesen werden kann („wir haben nichts gegen die Ausländer“). Oft schliesst sich daran eine vertrauliche Mitteilung: „Aber wenn wir einmal ehrlich sind...“. Als besonders elaborierte Version einer solchen rhetorischen Strategie der Vertraulichkeit kann das folgende Zitat gelten:

„[J]etzt gerate ich vielleicht in, äh, politische Unkorrektheit: Ich würde meinen, dass es eben doch daran, hauptsächlich daran hängt, dass wir wirklich wenig ausserkulturelle, ähm, Leute hier haben“ (GD 10, 45).

Weniger elaboriert, doch inhaltlich nahezu identisch, wird sich in einer Diskussionsrunde aus dem öffentlichen Leben dieser rhetorischen Strategien bedient:

„Das ist rassistisch oder so, aber es ist so, eigentlich [...]. Es ist doof gesagt, aber es ist so“ (GD 8, 146-155).

Im Anschluss an die Versicherung, dass man sich keineswegs politisch inkorrekt verhalten wolle („ich will jetzt nicht ausländerfeindlich sein“), wird hier eine „quasi-objektive“ Beobachtung vertraulich geschildert: „[A]ber es ist so“ oder „es sind eben wieder Quartiere mit Ausländern!“ (GD 4, 151) Entsprechend eng verknüpft treten diese beiden rhetorischen Strategien a) Dementi und b) Vertraulichkeit auf. Ähnlich wird der im Verein diskutierte Wunsch nach einem Wohnort, an welchem „möglichst wenig Ausländer“ zu finden seien,

gefolgt von der vertraulichen Generalisierung, dass dies „wenn wir einmal ehrlich“ seien „halt doch“ überall so sei (GD 2, 88). Der Bruch mit der „politischen Korrektheit“ erfolgt also nur unter vorgehaltener Hand unter dem Sigel der Vertraulichkeit – gleichsam als „politisch korrekter“ Bruch mit der „politischen Korrektheit“.

Anderssein ist etwas Negatives

Was allen Bausteinen des ersten Sprachspiels zugrunde liegt, ist die Annahme, dass Anderssein zwangsläufig etwas Negatives darstellen müsse. Darüber wird aber nicht offen gesprochen, im Gegenteil: Dies so deutlich zu benennen käme im Rahmen des ersten Sprachspiels einem Tabubruch gleich. Das Negative wird also nicht direkt angesprochen, jedoch stillschweigend als gegeben vorausgesetzt. Anderssein fungiert damit als unausgesprochenes Schreckgespenst, welches es um jeden Preis zu vermeiden gälte. Wo beispielsweise der christliche Glaube als zentrales WIR-Kriterium genannt wird, wird eine sichtbar gemachte Konfessionslosigkeit mit dem Negativszenario des Andersseins verknüpft:

Person 4: [Auch konfessionslose Familien] schicken ihr Kind [in den Religionsunterricht], das könnte von der Integration aus kommen [...]. Person 1: Eben dass sie bereit sind, sich auch zu integrieren, denn wenn man sich nicht integriert und abgrenzt, dann wird es schwierig. [...] Person 2: Sie sind [sonst ja] auch ausgesetzt, [...] dass sie irgendwo nicht mitmachen können [...]. Person 3: Mhm, einzelne wären dann anders als alle anderen. Das wollen [sie] ja nicht (GD 10, 175-187).

Ähnlich gilt in zahlreichen Diskussionen das Argument „zu anders“ als Erklärung dafür, dass man beispielsweise mit „den Jugoslawen“ Probleme habe. Argumentiert wird dann, dass diese „ganz einen anderen Charakter“ (GD 15, 485) hätten bzw. „ein völlig anderes Volk“ (GD, ST3, 38) seien. Im Rahmen des ersten Sprachspiels und dessen assoziierten Grundannahmen („Anderssein ist etwas Negatives“) ist dies selbsterklärend.

Das Fremde muss möglichst gleich sein

Wenn das Andere etwas Negative darstellt, erstaunt es nicht, dass Integration als Assimilation verstanden wird. Man ist nicht neugierig auf das Andere, man möchte davon nichts sehen, aber man kann sich damit arrangieren. Im Gegenzug dafür, so die Annahme, könne erwartet werden, dass die Anderen sich alle Mühe geben, möglichst „gleich“ zu sein.

„[S]olange sie [die Deutschen] nicht durch das Quartier durchrasen mit der deutschen Fahne, wenn sie das Fussballspiel gewonnen haben, sind wir eigentlich beruhigt, [...] weil die sind ja zivilisiert. Also, zivilisiert, man sagt öfters, wenn man jetzt vielleicht so aus dem Balkan Leute hier [...] hätte, wäre es etwas anderes. Aber die Deutschen,

die [...] integrieren sich auch mehr oder weniger, und - akzeptieren - das Quartier, so wie es ist, mehr oder weniger [...]. Sie sind auch Ausländer, ganz klar! Nur sind es - einfachere für uns [...]. Die, die sieht man auch am Sonntag in der Kirche wieder, die Deutschen. Die sieht man bei uns in der Kirche oder bei den Katholischen in der Kirche - die gehen nicht irgendwo am Freitagabend noch in eine, in eine Moschee und machen noch irgendetwas selber, was wir nicht verstehen, oder. Also - auf gut Deutsch gesagt, die verstehen, die sind, die sind - - ja, die [schauen] die gleichen Fernsehprogramme und so weiter [...]. Sie haben vielleicht eine andere Sprache, aber sie sind - sonst gleich.“ (GD 8, 136-15).

Damit findet eine einseitige Zuschreibung der Bringschuld statt. Die Anderen dürfen ihr Anderssein nicht zeigen, sondern müssen möglichst gleich sein bzw. werden. Aus der Subjektpositionierung des „Gastgebers“ heraus wird an dieser Stelle zum Teil sehr deutlich betont:

„[M]an hat uns immer mitgeteilt, dort wo du dich aufhältst, sollst du dich anpassen“ (GD 4, 38).

Oft finden sich solche Ausführungen gekoppelt an weitere rhetorische Strategien wie diejenige der Beweis führenden Partikularisierung. Im Einzelfall sei das Fremde durchaus integriert, beispielsweise käme man problemlos mit dem italienischen Nachbarn zurande, der immer fröhlich winke und „Grüezi“ sage. „Es geht ja, wenn die Anderen sich genügend anstrengen“, so die Argumentationslogik dieses Bausteins.

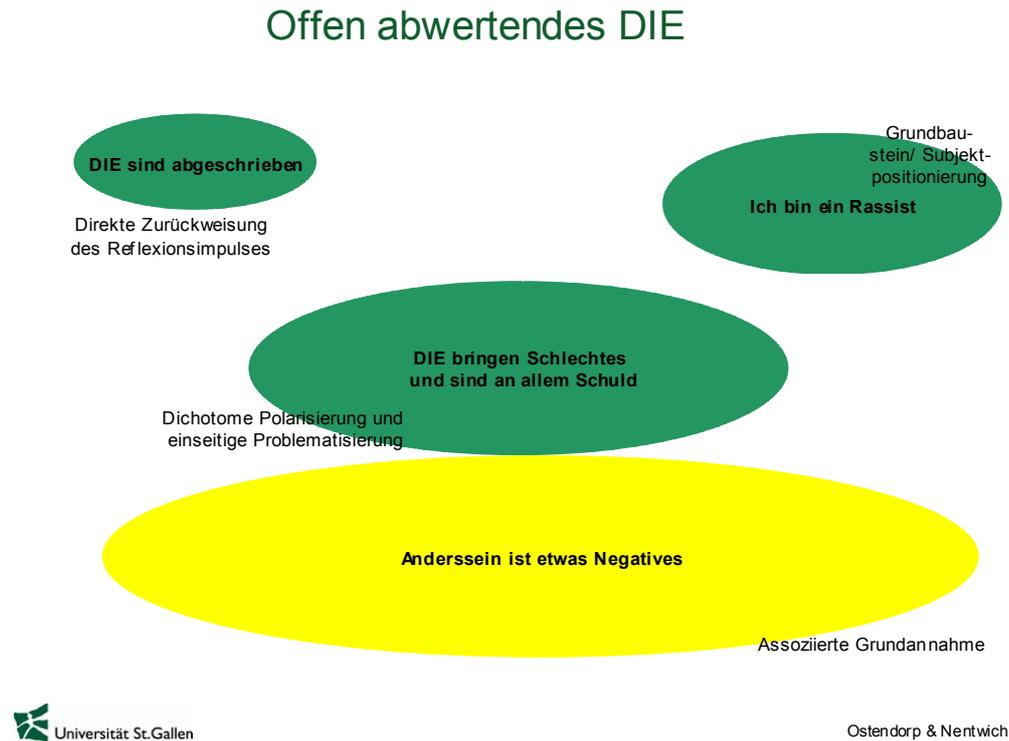
An UNS liegt's nicht

Im Rahmen dieser Argumentationslogik wird ausdrücklich festgestellt, dass man unter seinesgleichen sei und dass – von Einzelfällen einmal abgesehen – „die Anderen“ nicht dabei seien. Der hier aufscheinende Handlungsimpuls wird im Rahmen des „politisch korrekten“ WIR-Sprachspiels jedoch zurückgewiesen. Ausschliesslich den Anderen, die ja formal jederzeit Zugang hätten, müsse es gelingen, möglichst wenig auffällig zu sein und damit Akzeptanz und Teilhabe zu erlangen. Wenn dies nicht gelänge, so die logische Schlussfolgerung, dann könne es demnach auch nicht an einem selbst liegen. In einer zugespitzten Version lautet das Argument:

„[Sie könnten ja], aber sie wollen ja gar nicht mitmachen [...]. An uns liegt es nicht!“ (GD 15, 461).

Mit dieser Zurückweisung ist der Handlungsimpuls „plausibel“ abgewehrt. In der Folge wird betont, dass man weitermache wie gehabt. Hier schliesst sich der Argumentationskreis des „politisch korrekten“ *WIR*, denn „*WIR* sind hier unter *UNS* und haben's gut miteinander“.

Sprachspiel 2: Das offen abwertende DIE



Ich bin ein Rassist

Erwies sich das erste Sprachspiel als ausgesprochen elaboriert und reichhaltig an rhetorischen Strategien, so fällt für das zweite Sprachspiel des *offen abwertenden DIE* zunächst einmal ins Auge, dass es rhetorisch und argumentativ deutlich schlichter aufgebaut ist. Hier gibt es keine rhetorischen Strategien, die wenigen einzelnen Bausteine fügen sich hier eher rudimentär zusammen. Im Unterschied zum „politisch korrekten“ *WIR* ist hier die assoziierte Grundannahme – Anderssein ist etwas Negatives – nicht tabuisiert, sondern darf unumwunden thematisiert werden. Den Ausgangspunkt dieser Argumentationslogik bildet damit eine deutliche Subjektpositionierung des offen Abwertenden. In seiner elementarsten Version lautet dies:

„[I]ch bin ein Rassist. Stehe dazu. - Stehe dazu, bin ein Rassist“ (GD 4, 413).

Eine weitere, sprachlich elaboriertere Variante tönt wie folgt:

„Also ich glaube, schlussendlich müssen wir uns eingestehen, dass wir intolerant sind. Wenn jemand Fremder kommt, [...] dann haben wir unsere Probleme“ (GD 10, 119).

Die bringen Schlechtes und sind an allem Schuld

Auch hier wird also davon ausgegangen, dass Anders- bzw. Fremdsein etwas Negatives darstellt – im zweiten Sprachspiel muss dies zu keiner Zeit bestritten werden. Entsprechend klar und deutlich kommt dann auch die einseitige Problematisierung des Fremden daher:

„Im Bahnhof drin treffen sich die Schwarzen. [Durcheinander] Die Schwarzen, die Schwarzen, die einfach da mit ihrem - mit dem, mit dem Hasch und weiss dem Teufel was dealen, oder“ (GD 4, 94).

Oder abstrakter:

„Das ist fremd und das bringt Probleme“ (GD 10, 119).

DIE sind abgeschrieben

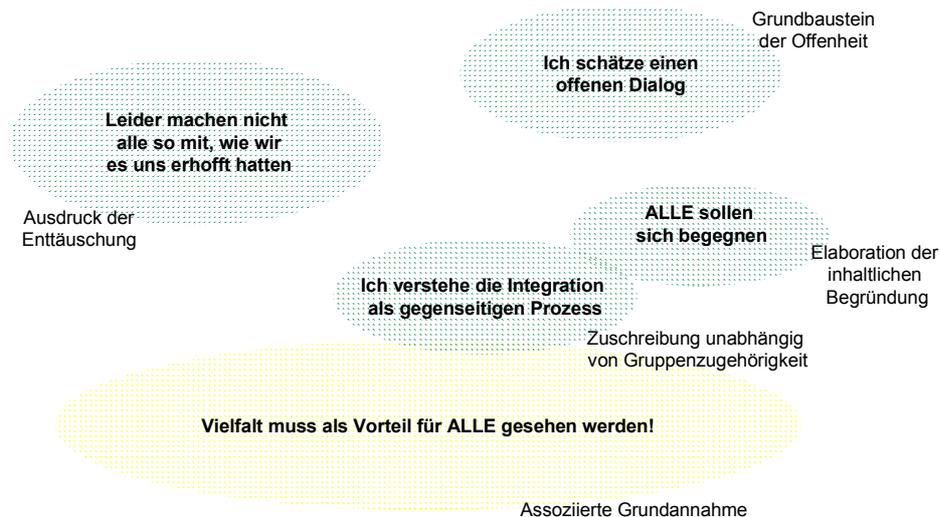
Die Folge daraus ist eine direkte Zurückweisung des Reflexionsimpulses – es besteht überhaupt keine Veranlassung, weiter über das Fremde zu diskutieren bzw. nachzudenken:

Diskussionsleitung: Gibt es denn irgendwelche konkreten Probleme mit den Jugoslawen oder ist das eher allgemein? Person 3: „Die sind halt bei uns abgeschrieben“ (GD ST 3, 40f.).

Im Unterschied zum ersten Sprachspiel des „politisch korrekten“ WIR wird im hier dargestellten zweiten Sprachspiel des *offen abwertenden DIE* die eigene Haltung gegenüber den Fremden direkt zum Ausdruck gebracht. Rhetorische Strategien sind dabei nicht notwendig, da die Konsequenz, nämlich die Subjektpositionierung der Sprechenden als Rassisten akzeptiert wird und nicht, wie im ersten Sprachspiel des „politisch korrekten“ WIR zu vermeiden versucht wird. Es lassen sich jedoch auch zentrale Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Sprachspielen finden: Beide gehen von der grundlegenden Annahme aus, dass Anderssein etwas Negatives darstelle.

Sprachspiel 3: Das „politisch korrekte“ ALLE

„Politisch korrektes“ ALLE!



Vielfalt muss als ein Vorteil für alle gesehen werden!

Im Gegensatz zu den beiden ersten Sprachspielen, bei denen davon ausgegangen wird, dass Anderssein etwas Negatives darstelle, wird beim Sprachspiel des „politisch korrekten“ ALLE eine positive Grundannahme assoziiert: Hier wird davon ausgegangen, dass Vielfalt als ein Vorteil für alle gesehen werden müsse. Insbesondere Personen, die sich für Fragen der Integration engagieren oder auch eigene Migrationserfahrungen mitbringen, betonen im Rahmen dieser dritten Argumentationslogik:

„P3: Was ich eben noch spannend finde, ich finde wirklich, wir sind ein lebendiges Quartier [...], es lässt auch viele Farben zu und diese Verschiedenheit muss auch sein, weil es so ist“ P1: „Das kommt uns natürlich auch besonders entgegen [wir] sind ja mit dem aufgewachsen, mit – Vielfarbigkeit“ (GD 11, 75f.).

Ich schätze einen offenen Dialog

So lässt sich hier auch der Grundbaustein der Offenheit finden. Die Bedeutung eines „offene[n] Dialog[s]“ wird teilweise sehr bewusst und gewählt vorgetragen:

„[M]an geht aufeinander zu, man ist offen und nicht so abwartend oder zurückhaltend, sondern, ja, das ist ein offener Dialog“ (GD 10, 72).

Ich will anderssprachige Leute kennen lernen

Wird der Grundbaustein der Offenheit inhaltlich weiter elaboriert, so werden im Rahmen des dritten Sprachspiels Illustrationen angeführt, wie ein Zusammenleben im Alltag aussehen könnte:

[M]an hat friedlich nebeneinander gelebt. Auch mit diesen Italienern hat man [...] friedlich nebeneinander [gelebt], man hat nebeneinander eingekauft, aber man hat nie miteinander geredet. Und ich will ein Quartier [...] wo ich auch Leute von anderen Sprachen kenne“ (GD 3, 113).

Ich verstehe die Integration als gegenseitigen Prozess

Hier geht es darum, nicht nur bestimmte Personen, sondern potenziell „ALLE“ in das alltägliche Zusammenleben einzubeziehen. Anstelle einer einseitigen Zuschreibung, dass die Anderen sich um „Integration“ (d.h. Assimilation) bemühen müssten, wird hier Wert darauf gelegt, dass alle Seiten beteiligt sind. Die Ausführungen dessen erweisen sich hier als besonders fachlich informiert. Ausdrücklich betont wird, dass man die Teilhabe am alltäglichen Zusammenleben unabhängig von jeglicher Gruppenzugehörigkeit als „gegenseitigen Prozess“ verstanden wissen wolle.

„[I]ch verstehe die Integration wirklich als gegenseitigen Prozess, also ich meine jetzt nicht, dass einfach die Ausländer kommen müssen und sich uns anpassen müssen, sondern dass wir UNS begegnen, kennen lernen, etwas von diesen Vorurteilen abbauen können, dass man ein wenig die Feindbilder - runterholen kann, dass es eben auch, irgendwo auch letztlich dem Frieden im Quartier dient “ (GD 3, 106).

Leider machen nicht alle so mit, wie wir es uns erhofft hatten...

Im Rahmen dieses Sprachspiels werden die Grundannahmen und Zielsetzungen oft ambivalent vorgestellt. Auf der einen Seite werden die Ideale des „ALLE“ geschildert, auf der anderen Seite tönen auch resignative Momente an. Diskutiert werden beispielsweise bestehende Integrationsangebote, wobei auch die Enttäuschung darüber zum Ausdruck kommt, dass trotz eigenen Bemühungen weniger Personen als erhofft teilnehmen.

P8: „[G]enau das ist ja unser Problem, dass jetzt wir vielleicht als Schweizer und Schweizerinnen haben, denn wir möchten miteinander Kontakt und Begegnung haben [...]. [W]ir haben jetzt auch zum Beispiel jemand [eine migrierte Person], der ganz aktiv ist [in einem Kulturverein seines Herkunftslandes] und wahnsinnig viel dort leistet und, und, und - Freiwilligenarbeit. Aber es langt dann nicht mehr für das [hier bei uns]. Und dann bleibt eben ein wenig die so genannte Integration auf der Strecke [...] und da sind wir wirklich enttäuscht“. P6: „Ich denke, man [...] engagiert sich dann immer in der gleichen Gruppe [...]. Unser Problem ist jetzt, dass wir sagen, ja, aber wie kriegen wir jetzt die Anderen rein?“ [...] P4: „[Das] ist natürlich eine brüchige Sache, weil das sind nicht viele. Das hängt von EINZELNEN Personen ab“ (GD 3, 106-169).

Ähnlich wird in einer anderen Diskussionsrunde die geringe Teilnahme sowie nötige „Animation“ konstatiert:

P3: Auch da ist's relativ niederschwellig, aber wer geht über diese Schwelle? Sind eben Leute, die engagiert sind, die relativ gut integriert sind, die sich in unserer Kultur irgendwie schon bewegen können [...]. Interessant [...] ist das [...] [F]est, das wir organisiert haben - da wurden zum Beispiel Musikgruppen aus verschiedenen Ländern eingeladen. Da konntest du beobachten, immer dann, wenn ihre Gruppe da war, ist die [Lachen im Hintergrund] - die Nationalität ins Zelt geströmt, oder. [...] P2: Aber, man muss schon sagen - das ist ein Anlass, den man extra organisiert hat für so etwas -, aber Dreiviertel der Leute kommen nie [...]. Einfach, weil sie nichts damit zu tun haben [...], das erschwert überhaupt Integration [...]. So muss man praktisch jeden Anlass ein bisschen künstlich gestalten, [...] es braucht einfach Animation“ (GD 11, 40-42).

Im Unterschied zu den ersten beiden Sprachspielen bezieht sich das Sprachspiel des *politisch korrekten ALLE* auf eine andere assoziierte Grundannahme. Das Fremde ist hier nicht mehr negativ konnotiert, sondern die durch das Fremde entstehende Vielfalt wird positiv gesehen und als Vorteil für alle bezeichnet. Dabei bleiben die weiteren Argumentationsbausteine jedoch auf einer allgemeinen Ebene, die zwar benannt und kritisiert wird, jedoch nicht in Handlungsimpulsen mündet.

Sprachspiel 4: Das reflektierende ALLE?

Es läuft hier nicht ideal...

Als Ausgangspunkt fanden wir im Rahmen dieses Sprachspiels weniger den Blick auf das Andere, sondern vielmehr darauf, was im Alltag des „WIR“ bemängelt werden könne. Veranlasst wird diese Reflektion somit insbesondere durch das Beklagen dessen, was im alltäglichen Zusammenleben nicht gut laufe. Beispielsweise fürchtet man das „Beizensterben“ oder das „Sterben der Vereine“, oder man beklagt ähnlich wie im dritten Sprachspiel mangelndes Engagement derjenigen Personen, die nicht zum harten Kern gehörten:

P1: „Also, das Quartier lebt schon relativ stark, oder. ABER es sind auch immer dieselben dabei.“ P3: „Es sind die Gleichen, [...], immer die Gleichen, die sich engagieren, die am Grill stehen an diesem Fest oder am anderen und helfen kommen“ (GD2, 540f.)

Dabei stellt man fest, dass man ja eigentlich immer nur unter seinesgleichen sei:

F6: Aber so Türken oder Jugoslawen, oder, das habe ich also wirklich sozusagen nie, ich habe vielleicht einmal eine gehabt in all diesen Jahren [...]. [I]ch weiss den Grund auch nicht, aber es ist mir auch schon aufgefallen hauptsächlich eigentlich nur Schweizer [...], ja“ (GD 15, 439).

Kann Vielfalt etwa ein Vorteil für ALLE sein?

War die assoziierte Grundannahme im dritten Sprachspiel – dem „politisch korrekten“ WIR, diejenige, dass Vielfalt per se einen Vorteil darstellen müsse, so ist diese Grundannahme im vierten Sprachspiel mit einem Fragezeichen versehen. Veranlasst durch die Problemstellung („es läuft hier nicht ideal“), tasten sich die Teilnehmenden im Laufe der Gruppendiskussion an derartige assoziierte (bzw. dissoziierte) Annahmen heran. Dass Anderssein nicht automatisch etwas Negatives darstellen müsse, sondern Vorteile bringen könnte, wird hier nicht als gegeben vorausgesetzt, sondern im Gesprächsverlauf erarbeitet: Kann Vielfalt etwa ein Vorteil für ALLE sein? Und wie könnte dieser Vorteil produktiv erschlossen und von allen genutzt werden?

Für Fremde ist der erste Schritt schwierig

An dieser Feststellung – wir sind eigentlich immer nur unter uns – entzündet sich im Rahmen des vierten Sprachspiels ein erster Perspektivenwechsel und damit ein Nachdenken über die Situation derer, die neu hinzukommen. Diesen Baustein mag eine längere, einer Gruppendiskussion aus dem Vereinswesen entstammende Passage anschaulich illustrieren:

P10: „Aber, jemand jetzt gerade, der neu hinkommt, also, ich wüsste jetzt auch nicht wo [er hier Kontakte knüpfen kann], ehrlich nicht.“ [...] P10: [überschneidend] „Doch also, wir im Quartier, also, wir treffen uns jetzt viel [...], dann winkt man einander einmal aus dem Fenster und schwätzt kur, [...] also, das könnte ich jetzt nicht sagen, dass ich mit niemandem Kontakt hätte, ABSOLUT nicht.“ [...] P1: „Aber wo tefft ihr euch dann?“ P10: „Ja, draussen auf der Strasse, und ja, also nicht, dass ich jetzt vor das Hause stehe, aber, wenn ich komme und gehe, ich sehe immer jemanden [...].“ P7: „Gut, wenn ich nach Hause laufe, dann treffe ich auch jemanden, weisst du, so, ich meine jetzt so Altbekannte nicht neue Bekannte, (unverständlich) geht darum, wie kann man Leute kennen lernen, oder, wie, ich meine jemanden, wo du nicht kennst. [...].“ P10: „Ja eben, dann ist es Elend schwierig, um an jemanden heranzukommen, wenn du neu bist, vor allem, weisst du, das Quartier ist ja bestehend und du kommst als neuer hinein und wie findest du den Anschluss, also.“ P7: „Über die Kinder.“ P10: „Ja, und wenn keine Kinder da sind, weisst du?“ P7: [überschneidend] „Ja eben, das sagt sie, wie, ich wüsste es also nicht.“ P10: „Nein, ich wüsste nicht wie [...], echt nicht.“ [...] P6: [überschneidend] „Und ich denke auch, in einen Verein, in einen Verein gehst du nicht einfach so, also wenn jetzt du in ein Quartier hineinkommst, du kennst noch keinen Menschen, dann gehst du vielleicht auf die Homepage schon einmal

lügen, aber ich weiss nicht, ob ich jetzt der Typ wäre, wo telefonieren würde, hingehen und dort sind [viele Personen] und ich kenne keinen Menschen.“ [...]

P6: „Also, ich glaube, dann würde ich NICHT gehen. Aber, wenn ich jetzt irgendwo, äh, eben beim Metzger oder beim Beck oder beim Quartierlädeli [...] jemanden paar Male sehen würde [...] und irgendwie käme es so zum Gespräch und du würdest sagen, du ich bin im [...] [V]erein hast du nicht auch Lust, dann würde ich gehen, weil dann hättest du eine Bezugsperson, aber wenn ich gar niemanden hätte, also ich wäre nicht der Typ. Ich habe sonst eigentlich nicht so Probleme [...], aber wenn ich dann in einen Verein hinein muss, wo, wo ich gar niemanden kenne und nicht weiss, wie das Ganze abläuft und überhaupt und sowieso, hätte ich schon ein wenig Mühe, also da würde ich SICHER nicht gehen.“ P10: „Und bei uns ist, glaube ich, auch noch nie jemand so gekommen, einfach alleine, jemand Fremder, oder, also jemand Neuer“ (GD 15, 256-306).

In einer anderen Gruppendiskussion finden ähnliche Überlegungen statt, die bereits zum nächsten Baustein des vierten Sprachspiels – zur Reflektion des eigenen Verhaltens – überleiten:

„[Für viele ist es schwer, den ersten Schritt zu tun], das hat sicher auch mit Angst zu tun. Und wenn dann jemand noch Ausländer ist, dann ist es noch zusätzlich schwierig, wenn er nicht den ersten Schritt machen kann, dann wartet er auf den Schritt, den der andere tut, oder. Und die St. Galler sind jetzt nicht gerade Leute, die unglaublich gerne den ersten Schritt tun“ (GD 2, 202).

Wir gehen auch nicht mit wehenden Fahnen

Im Rahmen dieses Bausteins wird das eigene Verhalten reflektiert. So wird in der oben zitierten Runde überlegt:

„Würde mich jetzt nur einmal Wunder nehmen, bei uns in der Runde zum Beispiel, wer hat jetzt Kontakt im Quartier mit Türken oder Jugoslawen so wie wir Schweizer miteinander Kontakt haben [...]. Wenn man jetzt privat vielleicht mit jemandem so Kontakt haben würde, wie jetzt mit einem Schweizer Pärchen, wo man sonst hat, dann könnte man vielleicht so eine auch vielleicht eher motivieren in einen Verein zu kommen [...], weil dann kommt man ja ins Gespräch“ (GD 15, 445).

Eine andere Diskussionsrunde, die eingangs noch die mangelnde Annahme von mühevoll initiierten Einladungen für andere Kulturen beklagt hatte, erinnert sich hier an Einladungen, die sie selbst von Personen und Organisationen erhalten, jedoch ebenso wenig angenommen hatte:

P6: Also sie sind genauso offen, [...] was ich erlebe, wirklich genauso offen, wir nehmen es nur zu wenig wahr.[...] P3: [D]as sind auch Angebote, wo stehen, wo wir zum Teil wahrscheinlich auch zu wenig wahrnehmen [...]. P6: [Er] hat uns noch in vielen Sektoren eingeladen, aber wir gehen auch nicht einfach so mit wehenden Fahnen (GD 3, 326-333).

Wir könnten doch einmal etwas Anderes machen

Als Folge aus diesen Reflexionen werden schliesslich Überlegungen angestellt, ob man selbst nicht einmal etwas ander(e)s machen könne. Hier finden sich erste Handlungsimpulse. Sei dies, dass man nun die Einladung in die Moschee annehmen, Ballsporthurse für AnfängerInnen anbieten oder anderweitig das eigene Konzept mit Blick auf (noch) nicht dazugehörende Personen verändern bzw. erweitern möchte – das „Andere“ soll hierbei in die konkrete Alltagshandlung aufgenommen werden.

Zwischen Stagnation und Veränderung: Ausblick

„Über Zusammenleben sprechen: Integration im Alltag“ – mit diesem Beitrag wollten wir in erster Linie eine Verknüpfung von rhetorischer „Gewohnheitswirklichkeit“ auf der einen sowie konkretem Handlungsimpuls auf der anderen Seite anregen. Sprache verstehen wir nicht nur als abstraktes Beschreibungsinstrument, sondern als „Baukasten“ jeglichen konkreten Tuns. Personen, die „über Zusammenleben sprechen“, stehen verschiedene Muster, Argumentationslogiken oder eben Sprachspiele zur Verfügung. Manche dieser Argumentationslogiken sind sehr geläufig und vertraut, andere eher ungewohnt. Vier solche Sprachspiele haben wir in unserem Forschungsprojekt gefunden und Ihnen heute vorgestellt, das „politisch korrekte“ WIR, das offen abwertende DIE, das „politisch korrekte“ ALLE! und das reflektierende ALLE?. Welche dieser Sprachbaukästen des Zusammenlebens auch immer verwendet werden, Personen wechseln grundsätzlich zwischen den einzelnen Argumentationslogiken. Je nach Kontext bedienen sie sich also des einen oder anderen Sprachspiels, nicht selten in raschem Wechsel.

Unser Anliegen war es zu fragen, welche Aspekte sich dabei als stabilisierend („wir machen weiter wie gehabt“) und welche sich dabei als kreativ verändernd („wir könnten ja einmal etwas Anderes machen“) erweisen. An welchen Stellen, so lässt sich auf dieser Grundlage weiter fragen, könnte produktiv zwischen den verschiedenen Sprachspielen gewechselt werden? Wo im Diskussionsverlauf gibt es Rückzüge vom „ALLE“ aufs „WIR“ oder aufs „DIE“, wo dagegen wird aus dem „WIR“ und „DIE“ ein „ALLE“, und wann wird aus dem formal korrekten „ALLE!“ ein prozesshaft-kreatives „ALLE?“

Zentral werden also Überlegungen, wie sich neue Verknüpfungen initiieren und als „Brücken“ hin zu anderen Handlungsmöglichkeiten nutzen lassen. So erweist sich insbesondere ein ganz praktisches Bedürfnis nach Veränderung und Veränderungsfähigkeit im alltäglichen Zusammenleben als Motor für neue Wege einer weniger Problem behafteten Integration im Alltag. In diesem Sinne fiel uns immer wieder auf, in welchem Ausmass gerade die Methode der Gruppendiskussion bzw. der geselligen, alltagsnahen Gesprächsrunde nicht nur Analyseinstrument, sondern bereits Intervention darstellt. „Über Zusammenleben sprechen“, praxisnah und vor Ort mit Akteurinnen und Akteuren des Alltags, verstehen wir damit als einen wichtigen Schritt, um das Thema nicht nur für Fachleute oder Betroffene, sondern für „ALLE“ zugänglich zu machen. Nicht als abstrakte Denkleistung, sondern als konkretes Gestalten: „So läuft`s nicht gut – wie kann es anders laufen?“ In der Nachbarschaft, im Kegelclub, in einer Jugendgang oder beim Sportverein redet man vielleicht nicht über „Integration“. Dafür aber durchaus darüber, wie es einem tagtäglich in den eigenen Netzwerken und mit den Organisationsformen der eigenen Bezugsgruppe ergeht, wer mitmacht und wer nicht, wer einlädt und eingeladen wird, wer kommt und wer nicht kommt.

Einschluss und Ausschluss im Alltag.

Wir hoffen, dass wir mit diesem Beitrag zu weiteren Diskussionen über kreative Formen des Zusammenlebens anregen konnten.

Vielen Dank!